

PIERRE-FRÉDÉRIC WEBER

**DER HASE UND DIE SCHILDKRÖTE?
DER DEUTSCH-POLNISCHE
ANNÄHERUNGSPROZESS NACH 1945
VOR DEM HINTERGRUND DES DEUTSCH-
FRANZÖSISCHEN PENDANTS**

Zeit und Rhythmen – La Fontaine zum Einstieg

Vor dreieinhalb Jahrhunderten, im Jahr 1668, veröffentlichte der französische Dichter Jean de La Fontaine den ersten Band seiner berühmten, größtenteils von Äsop inspirierten Tierfabeln, in dem sich unter anderem auch die Geschichte vom Hasen und der Schildkröte findet (VI, 10). Was darin mit einem geradezu unglaublichen Wettrennen zwischen diesen beiden Tieren beginnt, führt über Umwege schließlich zum unerwarteten Sieg der langsamen, doch stetig voranschreitenden Schildkröte. Der Hase hingegen schlägt zwar anfangs schnell los, doch bald lässt er sich vor lauter Übermut und Zuversicht mehrfach ablenken und aufhalten, so dass er letztlich ganz und gar die Wette vergisst – und verliert. Der Sinn dieser Fabel wird gleichsam im ersten Satz mit der hier nachstehend zitierten Moral angekündigt und auf den Punkt gebracht:

*Es nützt uns nicht der schnellste Lauf,
Bricht man zur rechten Zeit nicht auf.¹*

Natürlich geht es im folgenden Beitrag – über die allgemeine Metapher hinaus – nicht darum, zwei der wichtigsten bilateralen Annäherungsprozesse im Europa der Nachkriegszeit, den zwischen Deutschland und Frankreich einerseits, und den zwischen Deutschland und Polen andererseits, anhand einer solch dichterischen Allegorie miteinander zu vergleichen. Der Rückgriff auf letztere dient hier nicht dem Versuch einer Reduktion der Komplexität zwischenstaatlicher und zwischengesellschaftlicher Kontakte. La Fontaines Fabel bringt uns jedoch auf spielerische Weise das schwierige Verhältnis zwischen Zeit und Rhythmen näher, das gerade in Phasen der Normalisierung internationaler Beziehungen und der Versöhnung zwischen einst feindselig sich gegenüberstehenden Völkern von großer Bedeutung ist. Besonders weist der Wettlauf zwischen Hase und Schildkröte darauf hin, als wie wichtig sich die Antwort auf die Frage nach der „rechten Zeit“, dem passenden Zeitpunkt – und um abermals auf die altgriechische Inspiration zurückzugreifen: dem *Kairos*² – erweist.

Als Einstieg in diese Problematik dienen sollen zunächst ein paar grundlegende Überlegungen zum Vergleich zwischen dem deutsch-polnischen und dem deutsch-französischen Prozess. Diese wiederum werden anschließend dazu führen, den Vergleich selbst nicht so sehr als Methode, denn als potenziell normatives Narrativ zu hinterfragen und auf seine historiografische Relevanz zu prüfen. Als Teil der europäischen Erzählung zur Versöhnung, so die These, trägt das in der vergleichenden Perspektive unterschwellig vorhandene – an sich nicht unbedingt ahistorische, doch mitunter überbetonte – Nachholmotiv kollateral dazu bei, auch aufgrund der zeitlichen Versetzung der beiden zu betrachtenden Prozesse den Eigenwert des deutsch-polnischen Kapitels zu verwischen bzw. zu mindern. Um dieser besonderen Qualität allerdings gerecht zu

¹ Jean de La Fontaine, *Fabeln*, ins Deutsche übers. v. Th. Etzel, Berlin 1923, S. 111-113, S. 111. Im frz. Original: „Rien ne sert de courir, il faut partir à point.“

² Vgl. Hans Lamer, „Kairos“, in: *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*. Bd X, 2, Stuttgart 1919, S. 1508-1521.

werden, bedarf es einer ausgewogenen, d. h. nicht westlich zentrierten Darstellung sowohl der Verflechtungen zwischen beiden bilateralen Prozessen als auch ihrer jeweiligen Zeitlichkeit und Rhythmen.

Zwei Prozesse im Vergleich

Um es von Anfang an zumindest klarzustellen: Der deutsch-polnische Annäherungsprozess steht mit dem deutsch-französischen sehr wohl in Zusammenhang; beide weisen gewisse Berührungspunkte auf, die an dieser Stelle zunächst in Erinnerung gerufen werden sollen.³ Zunächst – und das ist bestimmt der maßgebende Aspekt – ging es im einen wie auch im anderen Fall darum, die bilateralen Beziehungen zum deutschen Nachbarn zu bereinigen und zu verbessern. Sowohl in der Langzeit- als auch in der Kurzzeitperspektive zeichneten sich die beiden bilateralen Verhältnisse trotz der Unterschiede aus durch wiederholte Konflikte, die ihre bis dato stärkste Eskalation in Form des Zweiten Weltkriegs erlebten. Dabei reichten natürlich die polnische Erfahrungen mit deutschen Bestrebungen nach Expansion und der Annektierung von Nachbarregionen weiter zurück: An den drei sukzessiven Teilungen, in deren Folge Polen mit Ende des 18. Jahrhunderts als Staat bis ins Jahr 1918 von der Landkarte Europas verschwand, nahmen neben Russland die beiden damals führenden Mächte des deutschsprachigen Raums teil – Preußen und Österreich. Doch das geteilte Gefühl einer Dauerbedrohung aus der Mitte des europäischen Kontinents heraus, das sowohl Frankreich als auch Polen erfüllte, gehörte generell zu den Rahmenbedingungen, unter denen zwischenstaatliche Beziehungen westlich wie östlich der deutschen Grenzen Gestalt annahmen. Und folgerichtig bildete die Minderung des deutschen Risikos bzw. der damit verbundenen Angst vor Deutschland für Frankreich wie für Polen im Umgang mit dem Nachbarn während der Nachkriegszeit das Hauptanliegen – auch wenn in

³ Vgl. Pierre-Frédéric Weber, „Deutsch-französische ‚Versöhnung‘ vs. deutsch-polnische ‚Normalisierung‘. Vergleichbarkeit der Grenzen / Grenzen der Vergleichbarkeit“, in: Katarzyna Jedyńakiewicz-Mróz (Hg.), *Trudne sąsiedztwo. Z dziejów relacji polsko-niemieckich w XX i początkach XXI wieku*, Wrocław 2011, S. 43-62.

Polen dieser Angst sicher noch eine zusätzliche Bedeutung zukam, durch welche sich die offiziellen polnischen Kontakte zu

(West-)Deutschland wesentlich von den französischen unterschieden (doch dieser Aspekt wird später noch aufgegriffen werden).

Auch ein Rückblick auf die Konfliktthemen selbst zeigt, dass zwischen den beiden Konfliktgemeinschaften – der deutsch-französischen und der deutsch-polnischen – durchaus Ähnlichkeiten bestanden. Sowohl mit seinen östlichen als auch mit seinen westlichen Nachbarn befand Deutschland sich seit Ende des 19. Jahrhunderts bzw. seit dem Ende des Ersten Weltkriegs aufgrund gegenseitiger Gebietsansprüche in einem angespannten Verhältnis. Als Beispiele sind diesbezüglich das Elsass und (Ober-)Schlesien zu nennen – Gegenden, die beide als historische Zwischenräume und Grenzregionen im Zeitalter der Nationalismen jeweils zu Zankäpfeln wurden. Das Maß an gegenseitigen Verlustängsten und Ressentiments, ja die Perzeption einer unlösbaren Erbfeindschaft waren im deutsch-polnischen wie im deutsch-französischen Fall gleichfalls präsent. Zwar findet die von dem Soziologen Thomas Scheff dargestellte – reichlich von Angst erfüllte – Zorn- und Schamspirale⁴ zwischen Deutschen und Franzosen der Jahre 1870 bis 1945 im deutsch-polnischen Verhältnis keine Eins-zu-eins-Entsprechung, denn in Deutschland bestand Frankreich gegenüber mitunter ein kultureller Minderwertigkeitskomplex, während viele Deutsche mit Blick auf die polnische bzw. slawische Kultur die eigene als überlegen betrachteten. Immerhin aber lassen sich auch in den deutsch-polnischen Beziehungen spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts und mehr noch seit dem Ersten Weltkrieg (z. B. in Schlesien) ähnlich toxische Verflechtungen nachweisen.

Nichtsdestoweniger sollte an dieser Stelle auf wesentliche Unterschiede hingewiesen werden, aufgrund derer die beiden zu analysierenden Prozesse nach dem Zweiten Weltkrieg trotz aller Ähnlichkeiten sich in unterschiedlicher Weise fortsetzten. Selbst wenn Frankreich zwischen 1940 und 1944/1945 sehr wohl erniedrigende Besatzererfahrungen machte, waren die Polen diesbezüglich zwischen 1939 und 1945 viel härter und schmerzhafter betroffen als die Franzosen, die – selbst

⁴ Siehe Thomas J. Scheff, *Bloody Revenge. Emotions, Nationalism, and War*, Lincoln Neb., 2000.

mitnichten als „Untermenschen“ eingestuft – keiner derartigen Unterwerfungs- bzw. Vernichtungspolitik ausgesetzt waren. Ferner erwies sich später, ab 1946/1947 die Teilung Europas in zwei geopolitische Lager als ausschlaggebend. Der Kalte Krieg spielte für die Ausformulierung der Deutschlandpolitik der jeweiligen Staaten und insbesondere ihrer Beziehungen zu den beiden 1949 entstandenen deutschen Staaten (Bundesrepublik und DDR) eine entscheidende Rolle. Diesbezüglich handelten Frankreich und Polen jeweils unter ganz anderen Rahmenbedingungen: Während Frankreich trotz starker Linksparteien (u. a. der französischen Kommunistischen Partei) und einer später – unter General Charles de Gaulle – eigenständigen Außenpolitik ein Mitglied des westlichen Lagers war, gehörte Polen zum sowjetischen Einflussbereich und realisierte auf internationaler Ebene aufgrund des kommunistischen Regimes die Ziele der Blockpolitik. Dabei wurden auch polnische nationale Interessen in Bezug auf Deutschland für Parteizwecke instrumentalisiert: So beanspruchte die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei (PVAP, respektive PZPR) die Rolle des Verteidigers von Polens westlicher Nachkriegsgrenze an Oder und Neiße und schürte Angst vor Deutschland und dem „deutschen Revanchismus und Revisionismus“⁵ als gesellschaftlich integrierendes Mittel zum Erhalt der eigenen Machtposition. Eine solche innen- und blockpolitisch motivierte außen- und deutschlandpolitische Strategie lag Frankreichs Verhältnis zu Westdeutschland nicht zugrunde. Die Bundesrepublik wurde stattdessen vielmehr aus geopolitischen Gründen bald zum wichtigen Gesprächspartner, was eine Verbesserung der bilateralen Beziehungen geradezu unabdingbar machte.

Auch in Hinblick auf Konfliktthemen stößt man bald auf die Grenzen einer strikt komparatistischen Gegenüberstellung beider Prozesse. Um es plastisch und etwas knapp auszudrücken: Oder und Neiße waren nicht ganz wie der Rhein, und mit den „Wiedergewonnenen Gebieten“ hatte es eine andere Bewandnis als mit dem Elsass. Selbst für die unmittelbare Nachkriegszeit lassen sich wesentliche Unterschiede erkennen, in deren Reihe die Vertreibungsproblematik zwi-

⁵ Siehe Marcin Zaremba, *Komunizm, legitymizacja, nacjonalizm. Nacjonalistyczna legitymizacja władzy komunistycznej w Polsce*, Warszawa 2005, S. 304 f.

schen Polen und Deutschland – im deutsch-französischen Fall nicht präsent – eine markante Rolle spielte. Eine schwer zu überspringende methodologische Hürde bildete außerdem die Asymmetrie der beiden bilateralen Verhältnisse, sowohl in der *longue durée* als auch spezifisch nach 1945. Diese war nicht nur politisch und wirtschaftlich, sondern rührte ebenfalls her von der ideologischen Teilung Europas durch den Eisernen Vorhang, die nicht zuletzt für die Grenzen und deren Passierbarkeit von konkreter Bedeutung war. Die deutsche Zweistaatlichkeit führte des Weiteren besonders im deutsch-polnischen Fall zu einem komplexen Dreiecksverhältnis (Bundesrepublik-DDR-Polen)⁶, das in den deutsch-französischen Beziehungen einen weit geringeren Platz einnahm.

Schließlich sei ferner hingewiesen auf einen etwas paradoxen Sachverhalt: Aufgrund der negativen politischen Grundfaktoren für eine deutsch-polnische Annäherung waren mehr als zwei Jahrzehnte lang die Versuche einer Verbesserung des Verhältnisses zwischen Polen und Westdeutschland vorwiegend auf gesellschaftliche bzw. nicht institutionelle Initiativen angewiesen („bottom up“); das offizielle, zwischenstaatliche Moment stellte sich erst später ein – zunächst mit der Unterzeichnung des Warschauer Vertrags im Dezember 1970. In Frankreich hingegen waren zwar auch schon während der ersten Jahre der Nachkriegszeit zivilgesellschaftliche Schritte unternommen worden, doch der politische Wille zur Annäherung in Paris und Bonn war viel früher vorhanden als im deutsch-polnischen Fall, so dass die politische Ebene auch zum eigentlichen Schrittmacher für spätere Kontakte zwischen beiden Ländern wurde („top down“).

Nachholnarrativ: Der Vergleich als Interpretationsnorm

Kaum hinterfragt wird in der Geschichtsschreibung zum Thema der zumeist als „deutsch-französische Versöhnung“ und „deutsch-polni-

⁶ Siehe Krzysztof Ruchniewicz, *Warszawa – Berlin – Bonn. Stosunki polityczne 1949-1958*, Wrocław 2003; Pierre-Frédéric Weber, *Le triangle RFA-RDA-Pologne (1961-1975). Guerre froide et normalisation des rapports germano-polonais*, Paris, 2007.

sche Normalisierung“ (später – bezeichnenderweise – auch „Versöhnung“) etikettierten Prozesse der Vergleich selbst – als Gegenstand einer Analyse, aber auch als deren Kategorie. Im Bemühen, die Entwicklung der deutsch-polnischen Beziehungen seit 1945 zu kontextualisieren, mithin insbesondere europäisch einzuordnen, widerspiegeln sich verschiedene, weitgehend uneingestandene und wohl umso wirkungsvollere Postulate je nachdem, wann und aus welcher Perspektive das besagte zwischenstaatliche Verhältnis betrachtet wird. Dabei ist zunächst bemerkenswert, dass die Kategorisierung der vergangenen Gegenwart (also des Erlebten) meistens reibungs- und kommentarlos in die jeweils gegenwärtige Vergangenheit (das Erzählte bzw. die Erzählung) übergeht. So haben sich die beiden Termini – „Versöhnung“ und „Normalisierung“ – sozusagen verselbständigt und dehistorisiert, indem der Sachverhalt einer bestimmten Periode (sprich der 1960er Jahre) pars pro toto als Label für den gesamten jeweiligen Prozess verwendet wird. Auf diese Art haben viele Experten (Historiker, Politikwissenschaftler, u. a. m.), darunter – mea culpa – vielleicht bisweilen auch der Autor des vorliegenden Essays selbst, die Sichtweise der damaligen (staatlichen) Akteure fixiert, so dass diese nunmehr pauschalisierenden Bezeichnungen Alternativen, aber auch Gegendiskurse, Spannungen, manchmal zögernde Haltungen ausblenden bzw. nicht ausreichend beleuchten. Der Schritt, den Charles de Gaulle und Konrad Adenauer im Juli 1962 mit der so genannten Versöhnungsmesse in Reims unternahmen, war sowohl in der französischen als auch in der westdeutschen Gesellschaft (noch) alles andere als offensichtlich, und der Ausspruch von de Gaulle gegenüber Erzbischof Marty – „Ich bin hier, um mit dem Bundeskanzler die deutsch-französische Versöhnung zu besiegeln“ – besaß zwar eine performative, jedoch keine magische Kraft.⁷ Andererseits schloss die offizielle Linie der Volksrepublik Polen, man solle mit der Bundesrepublik zu einem nüchternen normal(isiert)en Verhältnis kommen, tiefere

⁷ Vgl. Pierre-Frédéric Weber, „Zur gefühlspolitischen (In-)Effizienz des deutsch-landfeindlichen Diskurses in Wiederannäherungsprozessen. Deutsch-französische ‚réconciliation‘ und deutsch-polnische ‚normalizacja / pojednanie‘ im Vergleich, in: Waldemar Czachur, Heinz-Helmut Lüger (Hgg.), *Kollektives Gedächtnis und europäische Nachbarschaftsbilder. Beiträge aus kulturlinguistischer Perspektive*, Landau 2018, S. 63-82.

Versöhnungsbestrebungen gesellschaftlicher – u. a. kirchlicher – Akteure nicht aus; ebenso wenig begann die deutsch-polnische Versöhnung erst im Herbst 1989 in Kreisau/Krzyżowa: Die dortige Versöhnungsmesse war ein herausragender Meilenstein, doch nicht deren Grundstein.

So lässt sich in der Tat der Eindruck gewinnen, dass die Gegenüberstellung beider Annäherungsprozesse, gerade aufgrund der im deutsch-polnischen Fall später eintretenden symbolischen Versöhnungsgesten auf offizieller zwischenstaatlicher Ebene, mit dem übergeordneten europäischen Nachholnarrativ in enger Wahlverwandtschaft steht. Gemeint ist hier der Erzählstrang, der bereits unmittelbar 1989 und in den darauf folgenden Jahren entstand und sich schnell durchsetzte, wonach die Länder und Gesellschaften, die seit der Nachkriegszeit östlich des Eisernen Vorhangs hatten „bleiben“ müssen (das statische Moment ist hier alles andere als belanglos), nach dem großen demokratischen Umbruch von 1989 und dem Kollaps des Staatssozialismus den Weg „zurück“ nach Europa gefunden hätten. Die Betonung von Ost- und Mitteleuropas Anschlusskapazität bzw. -willen fand damals auf beiden Seiten der ehemaligen Blockgrenze Zustimmung – etwa bei Györgi Konrád ebenso wie bei Jürgen Habermas. Letzterer schuf auch den diesbezüglich sehr bezeichnenden Begriff der „nachholenden Revolution“⁸. Was hier vor allem für wirtschaftliche Prozesse (Marktwirtschaft) stimmen mochte, wurde oft auf alle anderen Bereiche des Politischen übertragen bzw. es wurde kaum versucht, zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Prozessen zu differenzieren, die die besagten Länder tatsächlich durchmachten und letztlich – in Hinblick auf deren Zwischenergebnisse und insbesondere angesichts langsamerer Veränderungsrythmen auf der Mentalitätsebene – doch nicht en bloc und restlos als Verwestlichung betrachtet werden können. Dieses westlich determinierte, strukturierende Nachholnarrativ, so stark dessen Potenzial beim Einordnen der Ereignislawine von 1989-1991 auf den ersten Blick auch sein mochte, trug dazu bei, die Komplexität – vor allem die Vielschichtigkeit der Rhythmen – zu übersehen

⁸ Siehe Jürgen Habermas, *Die nachholende Revolution*, Frankfurt am Main 1990.

und dem von Westeuropa nach 1945 eingeschlagenen Weg über die von ihm historisch gesehen tatsächlich ausgeübte Anziehungskraft hinaus eine Notwendigkeit zu verleihen, die eher in die Kategorie der rückwärtigen Sinnkonstruktionen passt.

In Bezug auf den Vergleich zwischen dem deutsch-polnischen und dem deutsch-französischen (Wieder-)Annäherungsprozess lässt sich diese Tendenz ebenfalls nachweisen. Die Versöhnungsmesse in Kreisau etwa mag demnach als verspätetes bzw. nachholendes Äquivalent der Versöhnungsmesse in Reims wirken – eine Perzeption, der mitunter auch Akteure und Zeitzeugen haben unterliegen können. Dass der deutsch-französische Prozess seitens der Akteure als Schrittmacher betrachtet wurde, zeigen auch eine Reihe von praktischen Vorschlägen, die zwischen Frankreich und der Bundesrepublik als Erfolgsrezepte angesehen und deshalb auf die Beziehungen zwischen Deutschland und Polen übertragen wurden, z. B. die Schaffung bilateraler Jugendwerke (deren positive Wirkung hier allerdings nicht bestritten werden soll!). Mit anderen Worten entstand auf diese Weise im Laufe der 1990er Jahre eine normative Versöhnungschronologie mit durchaus teleologischen Zügen; diese konnte bislang zwar durchaus befriedigende Ergebnisse vorweisen, mag aber ungewollt auch negative Nebenerscheinungen im deutsch-polnischen Verhältnis gefördert haben, wie in der Folge gezeigt werden soll.

Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Richtet man die Aufmerksamkeit erst einmal auf diese unterschwellige, kaum verbalisierte und noch weniger reflektierte temporale Dimension bzw. Struktur der verflochtenen Erzählung zu den beiden Annäherungsprozessen, so lässt sich sehr bald feststellen, dass der so genannte westliche Blick auf die deutsch-polnische Versöhnung einiges gemeinsam hat mit dem „ethnografischen Diskurs“, der erstmals Anfang der 1980er Jahre konsequent von dem niederländischen Anthropologen Johannes Fabian dekonstruiert wurde. Grundsätzlich ging es jenem Autor in seiner Kritik darum, dass die

moderne Anthropologie in ihrer Beschreibung nichtwestlicher Zivilisationen einen Diskurs aufbaut, der dem Anderen den Anspruch auf Gleichzeitigkeit abspricht und der kulturellen sowie meist geografischen Entfernung auch noch eine zeitliche Distanz hinzufügt. Dadurch wird der Andere durchaus kolonialistisch als „noch nicht“ so weit entwickelt dargestellt, was darauf hinausläuft, dass von ihm erwartet wird, er werde sich nach dem westlichen Modell richten und ihn später (d. h. mit Verspätung) realisieren.

Eine solche Mischung aus „Verweigerung der Gleichzeitigkeit“ (*denial of coevalness*)⁹ und „rückwirkender Heilsgeschichte“ (*history of retroactive salvation*)¹⁰ lässt sich – nahezu postkolonial – auch in der Gegenüberstellung des deutsch-französischen und deutsch-polnischen Annäherungsprozesses beobachten, sei es in der Praxis bei den jeweiligen Akteuren (aufgrund ihrer Herangehensweise, der Definition ihrer Politik u. dergl.) oder auf der Metaebene der Analyse bei Experten (Journalisten, Historikern, Politikwissenschaftlern u. a.). Westeuropäische Prozesse werden in ihrem Ausgangspunkt sowie in ihrer Entwicklung de facto als Drehscheiben der Geschichte behandelt, an die sich der osteuropäische „Andere“ zu halten habe. Indem es an einem entsprechenden Sinn für die systemische Gleichzeitigkeit von ihrem jeweiligen Inhalt, Rhythmus und Verlauf nach ungleichzeitigen Prozessen mangelt¹¹, werden dem östlichen Prozess sozusagen historische Pflichten ahistorisch auferlegt, die er zu erfüllen hätte, um Anschlussfähigkeit zu beweisen und Anschluss gewährt zu bekommen. Damit wird die exklusive Definitionsmacht der westeuropäischen Versöhnungspolitik zwar nicht unbedingt ausdrücklich beansprucht, doch – und das macht sie umso alternativloser – meistens schlicht vorweggenommen.

Eine solche Sicht ist allerdings weder dem deutsch-polnischen noch dem deutsch-französischen Verhältnis zuträglich. Indem durch das

⁹ Johannes Fabian, *Time and the Other. How Anthropology makes its Object*, New York 2002 (1983), S. 32.

¹⁰ *Ibid.*, S. 16 f.

¹¹ Vgl. Reinhart Koselleck, *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer, Frankfurt am Main 2003, S. 175.

Narrativ suggeriert wird, dass gleichsam die Erfahrungen des einen Nachbarn die Erwartungen des anderen bestimmen, folglich mit anderen Worten die Errungenschaften der deutsch-französischen Versöhnung das Ziel der deutsch-polnischen Bemühungen ist bzw. sein sollte, besteht das Risiko, dass man die Spezifitäten der jeweiligen bilateralen Prozesse verkennt. Während die langjährige Arbeit der Deutschen und der Polen an der Bewältigung und Überwindung der historischen Last in den gegenseitigen Beziehungen aufgrund des Nachahmungsmotivs gewissermaßen auf eine zweitrangige Position gerät, genießen die von den Deutschen und ihren französischen Nachbarn erbrachten Leistungen den Status eines Kanons, der wiederum kaum hinterfragt wird und als Grundmythos ihrer zwischenstaatlichen Zusammenarbeit fungiert. Die Rückwirkung lässt sich zunächst in der Geschichtsschreibung selbst feststellen, die unter dem Einfluss des Narrativs, das sie selbst hervorgehoben und mitgestaltet hat, den Sinn für Differenzierungen zu verlieren droht und beide Prozesse in eine übergeordnete, geglättete Erzählung der europäischen Integration einfließen lässt. Oder der Fokus wird auf Deutschland gerichtet, um aus dieser akteursorientierten Perspektive die verschiedenen Versöhnungsprozesse zwischen Deutschen und Anderen durchzubuchstabieren und auf Ähnlichkeiten und Unterschiede zu prüfen. Wiederum ein weiterer Effekt betrifft die politische Praxis: Die staatlichen und gesellschaftlichen Akteure, die ebenso an der Konstruktion des besagten Narrativs teilhaben, geraten dadurch unter Zugzwang: Wer „nachholt“, der unterliegt dem Zeitdruck. Wie Reinhart Koselleck in seinen Studien zur Historik zutreffend bemerkt, zielt „eine bedauerte Verzögerung [...] immer auf eine verpasste Gelegenheit, auf eine rückwärtsgewandte Wünschbarkeit, die ein beschleunigtes Aufholen ideologisch programmieren soll. Sie gehört zur politischen Programmsprache, entbehrt aber jeder analytischen Stringenz.“¹²

Eine weitere negative Nebenwirkung besteht darin, dass die praktische Übertragbarkeit des „Modells“ deutsch-französischer Versöhnung vorausgesetzt wird. Dabei geht der Blick darauf verloren, dass die Polen und die Deutschen nicht in jedem Punkt dieselben Probleme zu lösen

¹² *Ibid.*, S. 16.

hatten und haben wie die Franzosen und ihre deutschen Nachbarn. Beide Prozesse verlaufen seit der Nachkriegszeit zwar gleichzeitig, besitzen jedoch ihren jeweiligen Rhythmus – ihre Reihenfolge, Beschleunigungen, Verlangsamungen, Pausen, Auslassungen, Versäumnisse. Die Illusion des Nachholens ist mit Sicherheit auch ein wichtiger Faktor, der – abgesehen von taktischen tagespolitischen Momenten der gegenwärtigen polnischen Innenpolitik – zum nun in Deutschland oft als „verspätet“ perzipierten Wiederaufflammen polnischer Emotionen und Ansprüche auf materielle Wiedergutmachung und symbolische, geschichtspolitische Anerkennung beitragen mag. Denn die Auswirkungen des Nachholnarrativs betreffen im deutsch-polnischen Verhältnis nicht so sehr Deutschland, das ja in beiden Annäherungsprozessen involviert ist, sondern eher den polnischen Partner: Das Verlangen nach einem Dialog „auf Augenhöhe“ nährt sich auch am Eindruck, in Bezug auf Versöhnung nicht denselben Stellenwert zu besitzen wie Frankreich. Deshalb können Initiativen wie der deutsche (nicht-staatliche) Vorschlag, in Berlin ein Denkmal für die polnischen Opfer des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs zu errichten, dieser negativen Tendenz entgegenwirken, indem – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn – Raum geschaffen wird für die Spezifik der deutsch-polnischen Beziehungen. Ein solcher Ort des Gedenkens ermöglicht auch eine gewisse Entschleunigung, die der Vervollständigung immer noch laufender bilateraler Aufarbeitungsprozesse die nötige Zeit gewähren kann. Wie auch Frieden braucht jegliche Versöhnung ihre Zeit – als Rhythmus, Dauer und *Kairos* verstanden.¹³

Zwischen Verflechtung und Eigenwert

Halten wir fest: Die vorliegenden Überlegungen stellen den Versuch dar, auf eine erzählungsimmanente normative Tendenz hinzuweisen, die sowohl in der Praxis als auch in der Analyse des deutsch-polnischen Annäherungsprozesses aufgrund des Ver-

¹³ Vgl. Christina Schües, Pascal Delhom (Hgg.), *Zeit und Frieden*, Freiburg 2016.

gleichs mit dem deutsch-französischen vernehmbar ist. Es wird somit nicht die – inhaltlich durchaus gerechtfertigte – komparatistische Herangehensweise an sich kritisiert, sondern vielmehr deren mitunter deterministische Überfrachtung, die – wie es scheint – negative Rückwirkungen hat auf den deutsch-polnischen Prozess. Das in diesem Beitrag dekonstruierte Nachholnarrativ führt dazu, vor allem in Polen den Eindruck zu wecken, beide Annäherungsprozesse seien nicht gleichwertig; zusammengefasst und leicht überpointiert ließe sich formulieren: Zwischen den deutsch-polnischen und den deutsch-französischen Beziehungen herrscht eine ähnliche Bewandnis vor wie zwischen *economy class* und *business class*.

Im Gegenteil hilft es beim Vergleich beider historischer Verläufe, den Eigenwert der deutsch-polnischen Erfahrung herauszuarbeiten und zu unterstreichen. Daher zurück zu La Fontaine: Im Schildkrötempo gelang es trotz großer Hürden – insbesondere ob der größeren historischen Last und der Ost-West-Teilung in Zeiten des Kalten Kriegs –, ein immer besser funktionierendes Verhältnis zu schaffen, in dem neben der zwischenstaatlichen Normalisierung auch Momente der zwischengesellschaftlichen und zwischenmenschlichen Versöhnung möglich waren. Der deutsch-französische Hase tat sich dabei – vor allem aufgrund seiner besseren historischen und geopolitischen Ausgangsposition – sehr viel leichter; und er verzettelte sich manchmal durch beiderseitige Anwandlungen von Selbstzufriedenheit, die dem Bewusstsein entspringen mochten, den – übrigens verdienten – Ruf einer internationalen *success story* zu genießen. Doch hier endet allerdings der Vergleich mit der Tierfabel sogleich, denn Versöhnung ist kein Wettlauf, und es gilt auch nicht, einen Prozess gegen den anderen auszuspielen, so wie während des Kalten Kriegs die „polnisch-französische Freundschaft“ vom Ostblock taktisch als konkurrierendes Motiv und diplomatisches Störmanöver im deutsch-französischen Prozess wiederholt instrumentalisiert wurde.¹⁴ Das seitens aller drei staatlichen Akteure geteilte Bewusst-

¹⁴ Vgl. Pierre-Frédéric Weber, *Timor Teutonorum: Angst vor Deutschland seit 1945. Eine europäische Emotion im Wandel*, Paderborn 2015, S. 175 f.

sein um das Vorhandensein unterschiedlicher, doch gleichwertiger Versöhnungsmuster ist letzten Endes eine Grundlage nicht nur für parallel verlaufende bilaterale Kontakte, sondern ebenso für einen gut funktionierenden Trilateralismus. Und auch davon hängt es ab, ob das einst verheißungsvolle, doch immer noch wenig dynamische Weimarer Dreieck – sei es als Hase oder als Schildkröte – schließlich ins Laufen kommt.